karger und in sich gekehrter, als sie vielleicht in anderen Daseinsverhältnissen gewesen wäre.

Nur an einem Tag, am Magdalenentag, ihrem Geburts- und Namenstag, schien etwas wie Festesfreude und bunter Zauber in dieses Frauendasein zu kommen. Es wird berichtet, daß man am Magdalenentag zu nächtlicher Stunde in dem Vorzimmer der Beethovenschen Wohnung Notenpulte aufgestellt und die Frau des Hauses zu einem besonders geschmückten Sessel unter einem Baldachin geführt habe. Dann begann man so herrlich zu musizieren, daß die ganze Nachbarschaft begeisterten Beifall spendete. „Alles, was sich zum Schlafengehen eingerichtet hatte, wurde munter und heiter." Der Festmusik folgte erst ein fröhlicher Schmaus, dann ein Tanz bis in die Morgenstunden.

Maria Magdalenas erste Ehe war kurz. Nach zwei Jahren schon starb ihr Mann, der Kammerdiener Laym.

Zwei Jahre später trat, im Alter von einundzwanzig Jahren, die Frau, die Ludwig van Beethovens Mutter werden sollte, mit dem Tenoristen Johann van Beethoven in Bonn vor den Traualtar. Johann van Beethoven schloß diese Ehe gegen den Willen seines Vaters, der Kapellmeister der kurfürstlichen Hofkapelle war und in Bonn als eine Respektsperson galt, die sich sowohl der Achtung und Zuneigung der Mitbürger wie der Gunst des Kurfürsten im besonderen Grade erfreute. Dem würdigen Hofkapellmeister war die Schwiegertochter aus niederem Stande nicht willkommen. Allmählich aber mußte der ihm eigene Sinn für Rechtlichkeit und Gerechtigkeit erkennen, daß diese Schwiegertochter ein Mensch von hohem Wert, ein Geschöpf voll Sanftmut und duldsamer Bescheidenheit war. Sein Herz söhnte sich mit ihr aus. Er wurde am 17. Dezember 1770 der Taufpate seines Enkels, der, wie der Großvater selbst, den Namen Ludwig van Beethoven führen und diesen Namen unsterblich machen sollte.

Die von Johann van Beethoven mit so heftiger Leidenschaft gewünschte und gegen den Widerstand des Vaters geschlossene Ehe ward nicht glücklich. Johann war nicht nur ein mittelmäßiger Musikant, den der Kurfürst lediglich um des geachteten Kapellmeisters willen im Dienste behielt, er war auch ein Schwächling und ein Gewohnheitstrinker, den die eigenen kleinen Söhne, Ludwig, Karl und Johann, oft aus dem Wirtshaus zum heimischen Herd geleiten mußten.

Das eigene Eheleid ließ Frau van Beethoven mit Sorge und Betrübnis auf jede junge Ehe schauen, die sich in ihrem Bekanntenkreis vollziehen sollte. Sie warnte junge Freundinnen davor und sagte zu ihnen: „Wenn Sie meinen guten Rat annehmen wollen, bleiben Sie ledig, so haben Sie das ruhigste, schönste, vergnügteste Leben. Denn was ist eine Heirat? Ein wenig Freud, aber nachher eine Kette von Leiden — und Sie sind noch jung."

Weitere Einzelheiten über die Charaktereigenschaften von Frau van Beethoven sind nicht bekannt. Ihr Bild bleibt undeutlich, wie hinter Schleiern zurück. Auch über das Zusammenleben mit ihrem Sohn Ludwig und ihren Einfluß auf ihn fließen die Quellen spärlich. Man weiß nur, daß sie mit dem kleinen Sohne, aus dem der Tenorist Johann van Beethoven einen musikalischen Wunderknaben machen wollte wie Mozart es gewesen, einmal eine Reise nach Holland unternahm, wo das Kind im Konzertsaal mit seinem Spiel Ruhm und Geld einheimsen sollte. Während der Ueberfahrt nach Holland war es so schneidend kalt, daß die Mutter die Füße ihres kleinen Sohnes in ihrem Schoße hielt und wärmte. —

Frau van Beethoven starb an der Schwindsucht. Ihr Sohn Ludwig, der damals in Wien weilte, kehrte heim, als er von der schweren Erkrankung der Mutter vernahm. Ein Brief hierüber ist erhalten; er lautet: „Ich traf meine Mutter noch an, aber in den elendsten Gesundheitsumständen, sie hatte die Schwindsucht und starb ungefähr vor sieben Wochen nach vielüberstandenen Schmerzen und Leiden. Sie war mir eine so gute liebenswürdige Mutter, meine beste Freundin; oh, wer war glücklicher als ich, da ich noch den süßen Namen Mutter aussprechen konnte, und er wurde gehört, und wem kann ich ihn jetzt sagen? Den stummen, ihr ähnlichen Bildern, die mir meine Einbildungskraft zusammensetzt ...."

—⊙—

Gifte im Haushalt

Es gibt eine Anzahl von Erkrankungen, deren Ursachen sich schwer feststellen lassen, weil sie durch allerlei verborgene, aber mit dem Haushalt und seinen Einrichtungen zusammenhängende Ursachen herbeigeführt werden. Da kränkelt ein Kind, man weiß nicht warum, dort treten wieder Kopfschmerzen auf, hier fehlt der Appetit usw. So sehr man sich auch bemüht, die Erscheinungen wollen nicht weichen, bei einiger Aufmerksamkeit erkennt man aber, daß ihre Entstehung einer jener Ursachen zuzuschreiben ist, die man zusammenfassend als die „Gifte des Hauses" bezeichnen kann.

Ein solches „Gift" stellen zum Beispiel schon sehr kleine Fugen und Risse im Ofen dar. Aus ihnen entweichen Verbrennungsgase, darunter auch das giftige Kohlenoxyd und die zwar nicht ganz so giftige aber gleichfalls gefährliche Kohlensäure. Beide sind vollkommen farb-, und geruchlose Gase. Man merkt also nicht das mindeste von ihrem Vorhandensein. Dagegen atmet man ständig, wenn auch manchmal nur geringe Mengen der Gase ein, die dann Kopfschmerz, Appetitlosigkeit, Unbehagen, Schwindel usw. verursachen. Daher muß die Hausfrau den Ofen ganz besonders beobachten und jede, auch die kleinste Fuge, sofort abdichten lassen.

Vielleicht werden im Hause auch Zinngefäße verwandt. Es gibt zum Beispiel Bierkrüge und Biergläser mit Deckeln, die erst wenige Jahrzehnte alt sind. Sie wurden zu Zeiten hergestellt, als der zulässige Bleigehalt für häusliche Gerätschaften aus Zinn noch nicht gesetzlich festgelegt war, der seit Schaffung dieses Reichsgesetzes eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf. So enthalten einige ältere Gefäße oft ziemlich viel Blei, von dem dann kleine Anteile in die damit in Berührung kommenden Speisen und Getränke übergehen. Die Folge davon ist eine schleichende Bleivergiftung die sich in Störungen der Verdauungstätigkeit äußert. Es hält oft außerordentlich schwer, die Ursachen zu ergründen, denn wer denkt gleich an das alte Bierglas? Die sorgsame Hausfrau stelle aber derartige alte Zinngefäße lieber als Zierstück auf das Büfett und schaffe dafür irgend ein neuzeitliches Gerät an, das am besten gar kein Zinn enthält. F. D.

—⊙—

Aus dem Engen und Weiten

Beethoven und die Frauen.

Am 26. März dieses Jahres feiern wir den 100. Todestag des größten deutschen Instrumentalkomponisten Ludwig van Beethoven. Wir wissen, daß der große Tonkünstler in Wien in den bescheidensten Verhältnissen wohnte, daß er in einem so verwahrlosten und erbärmlichen Raume lange Jahre hauste, daß der große italienische Musiker Rossini gelegentlich eines Besuches in Tränen ausbrach, als er Beethoven in so unwürdiger Wohnung vorfand. Der große Meister fand nichts dabei und fühlte sich in dem unbehaglichen Zimmer ganz wohl, glaubte er doch, daß er auf diese Weise nicht von lästigen Besuchern aufgesucht wurde. Er liebte die Einsamkeit und empfing nur selten jemand. So scheu und weltabgeschieden war Beethoven. Vor allem floh er die holde Weiblichkeit, weshalb er auch die Leiden und Freuden einer Ehe nie kennen gelernt hat und am 26. März 1827 unbeweibt gestorben ist. Grillparzer erzählt uns von ihm eine nette kleine Geschichte, die ein seltsames Licht auf den großen musikalischen Schöpfer wirft. Eines Tages ging der Gewaltige in einer Vorstadt Wiens spazieren, wo er plötzlich ein dralles Bauernmädel, das nichts Schöneres als Dung ablud, angestarrt und dann Reißaus genommen habe, als ihm das Mädel eine schnippische Bemerkung an den Kopf warf.

Wie man zur Schokolade kam.

Die Schokolade, die viele Damen, aber auch zahlreiche Männer nicht mehr missen möchten, die heute zu einem unentbehrlichen Nahrungsmittel geworden ist, kam vor nicht mehr als 400 Jahren zum erstenmale nach Europa. Es war gegen Ende des Jahres 1520, als spanische Weltumsegler ein „Chocolate" genanntes Gemisch von Kakaomehl, Zucker und Gewürz in ihre Heimat brachten. Sie hatten die Eingeborenen in Mexiko beim Trinken einer dunkelbraunen Flüssigkeit angetroffen, die von den Amerikanern „choco-latl" (Choko — Kakao, latl — Wasser) genannt wurde und in der Tat nur aus einer Mischung gemahlener Kakaobohnen und Wasser bestand. Die Spanier vermochten aber dem seltsamen Getränk begreiflicherweise zunächst keinen Geschmack abzugewinnen, besonders, wenn sie sahen, daß die Mexikaner zu seiner Bereitung nicht selten Kakaobohnen verwendeten, die ihnen, wie das in jener Zeit üblich war, als kleine Münze bedient hatten und durch tausende schmutzige Hände gegangen waren. Außerdem geschah es wohl, daß die Eingeborenen ihre Schokolade stark mit Pfeffer würzten, was der spanischen Zunge ganz und gar nicht behagen wollte. Die Eingeborenen freilich hatten auch keine Ursache, den Fremden das Getränk, das sie liebten, aufzudrängen. Sie mußten Furcht haben, daß sie es ihnen forttranken. Bald aber fanden die Europäer heraus, daß man dem Kakao Zucker zusetzen müsse, um ihn schmackhaft zu machen. In dieser Form fand die Schokolade in Spanien sehr schnell Verbreitung, und es entstanden schon verhältnismäßig sehr früh und schnell Fabriken, die ihre Herstellung im Großen betrieben. Von Spanien aus eroberte sich die Schokolade dann das übrige Europa, und im 17. Jahrhundert war die Schokoladenfabrikation in Frankreich, England und Deutschland immerhin schon beachtenswert, bis sie sich in neuerer Zeit in allen Kulturländern der Erde zu ungeahnter Blüte entwickelte.

Ratschläge und Winke

Strohhüte zu waschen.

Das Reinigen der Strohhüte wird am besten auf folgende Art vorgenommen: man nimmt feine weiße Seife und reibt sie auf einem feinen wollenen Lappen mit lauwarmem Wasser so lange ab, bis auf dem Lappen ein starker Schaum entstanden ist. Enthalten die Lappen keine Seife mehr, so muß man sie wiederholt einseifen. Ist der Hut gewaschen, so wird er vollends mit reinem Wasser von aller noch daranhängenden Seife gereinigt, alsdann mit einem trockenen Tuche soweit abgetrocknet, daß er nur noch mäßig feucht erscheint und hierauf sofort zum Bleichen geschritten. In ein aufrecht stehendes Faß, dessen einer Boden später zum Deckel dient, legt man auf einen Stein oder ein Stück Eisenblech Schwefel und zündet ihn an. Nachdem man die Hüte vorsichtig hineingehängt hat, daß dieselben dem brennenden Schwefel nicht zu nahe kommen, deckt man das Faß zu und läßt die Hüte eine gute halbe Stunde darin hängen, nimmt sie dann heraus und gibt ihnen mit einem warmen Bügeleisen den nötigen Glanz.

Schwarze Seidenstoffe zu reinigen.

Schwarzseidene Kleidungsstücke und dergl. reinigt man vorzüglich auf folgende Art: Zuerst wird der betreffende Stoff gut vom Staub gereinigt, dann breitet man ihn auf einem Tisch aus, um ihn mit heißem schwarzen Kaffee, der vom Satz abgegossen ist, mittels eines Schwammes auf der rechten Seite sorgfältig abzureiben. Ist der Stoff getrocknet, so wird er auf der linken Seite gebügelt; wo das nicht möglich ist, muß beim Bügeln ein Tuch aufgelegt werden. Der Kaffee nimmt alle Flecken und Unreinigkeiten fort und stellt den natürlichen Glanz der Seide wieder her, wie es keine andere Flüssigkeit tut.

Um das Einnehmen von Lebertran, der in vielen Kinderstuben noch immer beliebt ist, zu erleichtern, vermische man einen Eßlöffel voll Tran mit einem Eigelb, ein paar Tropfen Pfefferminzessenz und einem halben Weinglas voll Zuckerwasser. Das Getränk hat dadurch seine Schrecknisse verloren und wird ohne Widerstreben eingenommen werden.

—⊙—

Büchertisch

Handbuch des guten Tones und der feinen Sitte von K. v. Franken. 54. verbesserte Auflage (bisherige Auflage 280 000), 304 Seiten. Preis vornehm gebunden Mk. 3.50. Max Hesses Verlag, Berlin W 15.

Guter Ton und einwandfreies Benehmen sind gerade in unserer Zeit erstrebenswerter denn je. Von all den zahlreichen Büchern der gleichen Art ist uns keins bekannt, das so viele Vorzüge in sich vereinigt wie gerade dieses. Es ist geschmackvoll gebunden und äußerst billig. Nichts von blutleeren, steifen Förmlichkeiten, überall geht Verfeinerung der äußeren Formen mit innerer Veredelung, stets Höflichkeit mit Herzlichkeit Hand in Hand. Selbst der Erwachsene, der gesellschaftlich Feingebildete wird vieles aus dem Buche lernen. Kein Alter, kein Stand, keine Lebenslage ist unberücksichtigt gelassen. Jedenfalls möchten wir das Buch als besseres Geschenk zu jeder Gelegenheit, besonders zu Ostern und Konfirmation bärmstens empfehlen.

M.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 12 — Altena, den 22. März — 1927

Deutsches Frauenrecht

Von Fr. Freund.

Den ersten Platz am häuslichen Herd nimmt unbestreitbar die Frau ein. Sie ist die Erhalterin des wahren, echten Familienlebens und Familienglückes. Sie ist der Mittelpunkt der Familie, eine Stütze der Menschheit. Wenn sie vom Gatten als fünftes Rad am Wagen betrachtet wird, wie es ja leider vorkommen soll, so sieht es gar öd' und traurig aus. Was soll aus den Kindern werden? Es wäre besser, sie wären nie geboren. Um ihre Erziehung und ihr Fortkommen ist es schlimm bestellt.

Der Frau gebührt die Ehre. Gewährt ihr den ersten Platz im Familienkreise, läßt sie schalten und walten, wie sie es für recht befindet. Achtet das deutsche Frauenrecht, das sich zwar im Laufe der Jahrhunderte vielfach geändert hat, in einem Punkte aber gleich geblieben ist: in der Schätzung der Frau als Mittelpunkt der Familie. So war es zur Zeit unserer ältesten Vorfahren, der kriegerischen Germanen, so ist es mit wenigen Ausnahmen noch heute und wird es bleiben bis zum Untergang der Menschheit.

Deutsches Frauenrecht! Schon Tacitus, der römische Geschichtsschreiber, rühmt die große Achtung, die den Frauen von den alten Germanen entgegengebracht wurde. Der Begriff „Treue" der Frau gegenüber hatte bei den Männern eine ganz andere Bedeutung als heute. Der Gattin die Treue brechen, galt als eines der schwersten Verbrechen. Die Frau war heilig und nahm einen hohen Rang innerhalb der germanischen Götterwelt ein. Da die Männer sich größtenteils auf der Jagd oder im Kriege befanden, waren die Frauen in solchen Zeiten schutzlos im Hause. Das altgermanische Recht sucht daher die Frau vor Uebervorteilung zu schützen und schiebt dem Manne die ganze Verantwortung für ihre Handlungen, namentlich in vermögensrechtlicher Hinsicht, zu. Eine Gütertrennung, wie wir sie heute zum Teil vielfach vorfinden, gab es bei den alten Germanen nicht. „Jede Frau ist Genossin des Mannes und der Mann Genosse seiner Frau", heißt es im alten Freiburger Stadtrecht. Ueber Vermögen und Besitz sagt der „Sachsenspiegel": „Mann und Frau haben kein gezweit Gut bei ihrem Leben." Das Vermögen des Mannes und das der Frau blieben so lange in der Hand des Mannes vereinigt, bis die Ehegemeinschaft durch den Tod des einen Teiles gelöst wurde. Das Vermögen des Verstorbenen fiel, wenn keine Kinder vorhanden waren, an die Familie des Mannes oder der Frau zurück, während der überlebende Teil nur sein eigenes Vermögen behielt. Erst später entwickelte sich der Begriff der Gütergemeinschaft mit seinen mannigfachen Abstufungen. Der Mann blieb zwar zu Lebzeiten der Frau der Verwalter des gemeinsamen Vermögens; doch konnte die Frau, der die ganze Hauswirtschaft anvertraut war, innerhalb dieser alle Ausgaben selbständig machen, die sie für notwendig hielt, ohne den Mann um seine Erlaubnis fragen zu müssen. Auch über die Annahme und Ablehnung des Gesindes konnte sie frei verfügen. In dieser Beziehung stand die altgermanische Frau freier da als viele unserer gegenwärtigen Zeitgenossinnen. Wenn seinerzeit die Junovermählte das Haus des Mannes betrat, so erhielt sie die „Schlüsselgewalt". Diese bezog sich jedoch nur auf die häuslichen Angelegenheiten. In geschäftlicher Beziehung konnte sie den Mann nach wie vor nicht vertreten. Das heutige Bürgerliche Gesetzbuch hat den Begriff Schlüsselgewalt bedeutend erweitert und bezieht ihn auf eine große Anzahl von Rechtsgeschäften, die die Frau in Vertretung des Mannes vornehmen darf.

Strafgesetzlich wurden für die Frauen im altgermanischen Recht vielfach Ausnahmebestimmungen getroffen. Beleidigung und Mißhandlung einer Frau wurde nach bayrischem und alemannischem Rechte mit der doppelten, nach fränkischem mit der dreifachen Buße wie bei dem Manne bedroht, ebenso nach langobardischem Recht. Der „Sachsenspiegel" betont, daß die Frauen „alle Tage und alle Zeit an ihrem Leib und Gut Frieden genießen" sollen. Ein Züchtigungsrecht stand dem Manne nur in außergewöhnlichen Fällen der Frau gegenüber zu. Immerhin wird die Frau, die ihren Mann geschlagen, härter bestraft als der Mann, der seine Frau schlägt. Zank- und klatschsüchtige Frauen wurden mit einem Steine, dem sogenannten Kappersteine, oder mit zwei hohen, flaschenähnlichen Gefäßen um den Hals gebunden, an den Pranger gestellt. Für Frauen, die sich schwerer Verbrechen schuldig gemacht hatten, kannt das altgermanische Recht zwar auch die Todesstrafe; diese wurde aber nicht in derselben Form vollzogen, wie beim Mann. So durften Frauen nicht gehängt oder mit dem Schwert hingerichtet werden. Der Tod durch Verbrennen oder Ertränken kann aber wohl kaum als eine mildere Handhabung des Gesetzes betrachtet werden. Todesstrafe bleibt Todesstrafe.

Die junge Mutter stand im alten deutschen Recht unter ganz besonderem Schutz. Einer jungen Mutter durften vom Gläubiger des Mannes keine Hühner vom Hofe weggeholt werden. Nach „Bütinger Waldrecht" hatte jeder Forstmann, dessen Frau ein Kind geboren hatte, das Recht, aus dem Walde Holz zu holen, und zwar bei einer Tochter eine, bei einem Sohne zwei Fuhren. Aus dem Erlös sollte er seiner Frau Wein und Brot kaufen. Ebenso wurden die Brotbäcker angehalten, den jungen Müttern zu jeder Tages- und Nachtzeit mit lieblichem Gebäck zur Verfügung zu stehen. Es war eine Art Fürsorge, wie wir eine solche auch in unserer heutigen Zeit haben. So eingehend und beinahe liebevoll die Schutzbestimmungen für Frauen und Mütter nach altgermanischem Recht auch scheinen, so läßt der freie Wille der Frau dem Manne gegenüber doch viel zu wünschen übrig. Sie bleibt erst ihrem Vater und dann dem Gatten vollständig ausgeliefert. Der Vater konnte als Vormund nicht nur alle ihm gut dünkenden vermögensrechtl. Bestimmungen über seine Tochter treffen, sondern war auch berechtigt, ihr einen Ehegatten nach seiner Wahl auszusuchen. Nach alemannischem, fränkischem und bayrischem Recht hatte er sogar die Befugnis, eine Ehe aufzulösen, die gegen seinen Willen geschlossen war. In solchen Fällen wurde nicht selten vom Vater oder Vormund an den Bräutigam oder Gatten eine Geldforderung gestellt, mit der dieser die Zustimmung zur Ehe zu erkaufen hatte. Manchem Bräutigam mag der Kaufpreis wohl zu teuer gewesen sein, worauf die vielen Frauenentführungen, von romantischen Reizen umwoben, in jener Zeit zurückzuführen sind. Das Recht des Vormundes nahmen von den ältesten Zeiten bis in das späte Mittelalter sogar die Könige und Fürsten ihren Untertanen gegenüber in Anspruch. Sie waren berechtigt, Bürgerstöchter nach ihrem eigenen Gutdünken mit Angehörigen ihres Hofstaates zu vermählen, was natürlich zu allen möglichen Unzuträglichkeiten Anlaß gab. So wird in einer Frankfurter Chronik erzählt: Als König Heinrich im Jahre 1232 nach Frankfurt kam, verliebte sich ein Hofbediensteter in des Johann von Golssteins Tochter und bat den König, ihm dieselbe zur Gemahlin zu geben. Dieser gewährte ihm seine Bitte und erließ sofort eine Verkündigung nach der üblichen Formel:

„Hört zu ihr Herren überall,
Was gebeut der König und Marschall,
Was er gebeut und das muß sein.
Hier ruf' ich aus N. N. mit N. N.
Heut' zum Lehen, morgen zum Ehen,
Ueber ein Jahr zu einem Paar."

Auf dringende Bitte des Vaters der gegen ihren Willen Verlobten gab jedoch der König das junge Mädchen wieder frei und erteilte später auf Wunsch der Stadt Frankfurt einen Freibrief, in dem er für alle künftigen Zeiten auf sein Recht als fürstlicher Vormund verzichtete. Aehnliche Freibriefe erwarben daraufhin auch andere Städte. Die fortschreitende Kultur brachte es mit sich, daß dieses Ueberbleibsel altgermanischen Rechtes allmählich ganz verschwand.

Besondere Rechte räumte man in damaliger Zeit der Witwe ein. Die Grenzen der Handlungsfähigkeit der Witwe wurden ziemlich weit gezogen. Sie hatte größere Selbständigkeit in der Verfügung über ihr Vermögen, in der Erziehung ihrer Kinder, insbesondere das Recht, die Tochter selbständig zu verloben, und endlich freie Hand, sich zwölf Monate nach dem Tode ihres Mannes einen neuen Gatten zu erwählen.

Später übernahm der Staat den Schutz der Frau, der sich in vielen Beziehungen wirksamer gestaltete. Das alte deutsche Recht wurde durch das römische verdrängt, das der Frau eine selbständigere Stellung zuweist, die Hochschätzung der Frau innerhalb der Famile jedoch nicht so stark betonte. Die moderne Zeit hat auch die letzte Schranke der Vormundschaft beseitigt: Die Frau soll im öffentlichen Leben freie Bahn haben, kann denselben Beruf wie der Mann ausüben und verfügt überall, wo es auch sein mag, über Sitz und Stimme. Die Frau ist frei und kann, wenn sie sich berufen dazu fühlt, in jeder Beziehung von ihrem Rechte Gebrauch machen.

—⊙—

Wie verhütet man Verkrüppelungen bei Kindern?

Fast täglich sieht man Menschen durch die Straßen wandern, denen das Schicksal ein grausam sichtbares Zeichen gegeben hat. Es sind die Krüppel. Nicht alle Krüppel sind mit den vorhandenen körperlichen Mängeln zur Welt gekommen. Unachtsame, mangelhafte, ja zum Teil falsche Kinderpflege hat zu den bedauerlichen, leider viel zu häufig vorkommenden Verkrüppelungen geführt. Es ist ein Elend, wenn man die vielen jungen, unerfahrenen Mütter sieht, die von Kinderpflege auch nicht die geringste Ahnung haben. Wenn sich eines Tages allerhand Gebrechen bei den Kindern einstellen (Verkrümmung der Wirbelsäule, Augenschwäche, krumme Beinchen), ist die Sorge groß und man merkt, daß nicht leicht wieder gutzumachende Fehler begangen worden sind. Pflicht einer jeden Mutter ist es daher, alles zu vermeiden, was zu Verkrüppelungen ihrer Kinder führen kann. Erforderlich ist eine richtige Ernährung. Nichts kann die mütterliche Nahrung ersetzen. Daher sollte jede Mutter, wenn es ihr körperlicher Zustand erlaubt, selber nähren. Flaschenkinder sind häufig ungenügend ernährt. Bei ihnen stellen sich zu allererst Verkrüppelungen ein, die in rachitischen Verkrümmungen der Beine oder in Blutarmut zutage treten. Eine weitere wichtige Bedeutung der Verkrümmelungsverhütung besteht im richtigen Tragen der Kinder. Wird ein Kind falsch getragen, so entstehen mit der Zeit Verkrümmungen oder Verdickungen einzelner Knochenteile, da das falsche Tragen die schwachen Glieder des Kindes in eine unnatürliche Lage zwingen. Falsches Halten der Kinder hat eine Verbiegung der Wirbelsäule zur Folge. Es ist daher falsch, kleine Kinder stundenlang mit gebogener Wirbelsäule auf dem Arm herumzutragen, desgleichen muß unter allen Umständen vermieden werden, zart gebaute Kinder zu frühzeitig ans Stehen und Gehen zu gewöhnen. Bei sitzenden Kindern ist darauf zu achten, daß sie nicht krumm oder schief am Tisch sitzen und lesen, arbeiten usw. Auch bei ihnen kann eine Verkrümmung oder Verbiegung der Wirbelsäule eintreten.

Nicht selten kann man die Beobachtung machen, daß eine Mutter beim Gehen auf der Straße ihr Kind an einer Hand anfaßt. Plötz-

Nr. 69

Fidelio Skizze von Grete Massé

Der Garderobenraum des Kärtnertor-Theaters in Wien, in dem sich Wilhelmine Schröder umkleidete, war sehr eng. Obwohl ihre Gestalt nur schmächtig und noch kindlich war, stieß sie in der Haft, in der Aengstlichkeit, die sie beseelte, bald hier an, bald dort. Die engen Wände um sie schienen noch enger zu werden und sie einzuschreien.

„Um Gotteswillen, die Mamsell wird blaß. Die Mamsell wird doch nicht ohnmächtig werden?" rief bestürzt die Garderobenfrau, die Wilhelmine beim Ankleiden half. Sie lief zum Fenster und stieß es auf. Da quoll nebelgraue Kühle herein, Novemberwind.

Sie hat Angst vor der großen Generalprobe. Kein Wunder! So ein kleines Geschöpf muß erdrückt werden von der großen Partie, dachte die alte Frau. Es sind ganz andere gewesen, an Wuchs und Können und Stimme, die dem Beethoven nicht zu Dank haben singen können. Wie wird es ihr gehen, der armen Kreatur?

Aber Wilhelmine hatte sich schon wieder erholt. Sie vollzog die letzten Griffe an ihrem Gewand und eilte auf die Bühne. —

Im Zuhörerraum, in dem das Orchester unter Beethovens Leitung mit dem Vorspiel zum „Fidelio" begonnen hatte, lagerte nervöse Spannung. Fast keiner war ohne Besorgnis. Oben auf der Bühne in der tragenden Rolle des Fidelio eine junge Anfängerin, allerdings eine Tochter der großen berühmten Tragödin, der Ertyke Schröder, und auch selbst schon in Wien bekannt durch außerordentliche Leistungen als Schauspielerin und Mozartsängerin. Aber dennoch ein Wagnis! Schon einmal, zur Zeit als Wien von den Franzosen besetzt und die enthusiastischen Verehrer Beethovens aus der Stadt geflüchtet waren, hatte eine Fidelio-Aufführung nicht die Hoffnungen erfüllt, die man an sie geknüpft hatte. Nur der große Name Beethoven verschaffte ihr einen Achtungserfolg.

Aber noch eine andere Besorgnis als die Frage, ob die kinderjunge Wilhelmine Schröder die Kraft besitze, die Partie der „Leonore" auszufüllen, erzeugte die ängstliche Spannung. Am Dirigentenpult, von dem glühenden Wunsche beseelt, selbst das Schiff durch alle Fährnisse zu steuern, stand Beethoven. Aeußerlich mit der Wucht seiner Schultern, dem markigen Kopfe, der prachtvoll gewölbten Stirn und dem blitzenden Blick aus der bei Gemütsbewegungen sich jäh erweiternden Pupille — äußerlich ein mächtiger Mann, ein allen Göttern trotzender Gigant. Aber in den Ohrmuscheln saß sein Schicksal. Das rechte Ohr war schon ganz taub, das linke hörte nur noch schwach.

Doch das Fidelio-Vorspiel mit dem gut eingespielten Orchester ging unter seiner Leitung vortrefflich. Die Unruhigen im Parkett atmeten auf. Er war doch ein Zauberer, dieser Beethoven, der immer wieder zur Bewunderung hinriß, der Unmögliches möglich machte. Als aber das erste Duett begann, bemerkte man daß Beethoven den Stimmen der Sänger nicht zu folgen vermochte. Uneinigkeit entstand zwischen dem Orchester und den Singenden, und bereits an einer Stelle, wo das Pochen am Tore einsetzt, begann Zwiespalt, Unstimmigkeit. Beethoven sah auf den Gesichtern ringsum Ratlosigkeit, Scheu und dumpfe Befangenheit. „Was ist? Was ist?", flüsterte er, selbst plötzlich beklommen. Als aber keiner Antwort zu geben wagte, rief er Schindler, seinen Getreuen, seinen jungen Helfer und Freund, der täglich um ihn war, an das Orchester heran und reichte ihm sein Notizbuch mit dem Befehl, aufzuschreiben, was es gebe. Der junge Mensch zögerte. Seine Hand wehrte sich dagegen, den schrecklichen Streich gegen den Meister zu führen. Aber Beethoven sah ihn so zwingend an, daß er in das Buch schrieb: „Ich bitte, nicht fortzufahren, zu Hause das Weitere."

Beethoven verstand, kaum daß er einen Blick auf die Schrift geworfen. Sein braunes, pockennarbiges Gesicht, das der Wind und die Sonne auf den weiten Wanderungen, die er so liebte, mit frischer Röte getönt, wurde gelblich und fahl . . . Seine Lippen zuckten.

Mit ungestümen Armbewegungen drängte Beethoven die Nächststehenden beiseite und stürzte fort. Schindler eilte ihm nach, ihm Trost zuzusprechen, sein Ungestüm, seinen Gram zu mildern.

Von der Kulisse aus hatte oben die Sängerin die Qual gesehen, die den Meister erfüllte. Bis in den Traum verfolgte sie dieses breite, pockennarbige Gesicht, plötzlich vom gesunden Braunrot zu fahlem Gelb erblassend, in dem das sieghaft blitzende Licht der Augen erlosch so daß sich statt des Strahlenkranzes, der die Pupille umgeben, ein Kreis von fleckigem Braun um das leer starrende Dunkel der Augenmitte legte. Um die Stirne flatterte schattenhaft der Gram. Die Schläfen erschienen eingesunken wie bei einem Sterbenden.

Wie ein Mensch sah Beethoven aus, den der tödliche Streich bis ins Mark getroffen, dachte Wilhelmine, und ihr Herz war voller Mitleid.

— — — — — —

Was in Wien Rang und Namen hatte, fand sich am 9. November 1822 im Kärntnertor-Theater ein, auf dessen Bühne Wilhelmine Schröder zum erstenmal im „Fidelio" die Leonore sang.

Man sah im Parkett und in den Logen Beethovens Freunde, die Grafen Lichnowsky, Brunswick, Palffy, Kinsky, Rasumowsky, Lobkowitz und Schwarzenberg mit ihren Damen, die ihre Gewänder und ihren Schmuck auch noch im reiferen Alter mit der Anmut zu tragen wußten, die man den Wienerinnen nachrühmt. Aber auch Beethovens bürgerliche Freunde hatten es sich nicht nehmen lassen, zu erscheinen. Im Theater weilten sein Jugendfreund Stephan Breuning, seine Freundin Nanette Streicher und ihr Mann, der Klavierfabrikant Andreas Streicher, jener Andreas, der einst den jungen Schiller auf seiner berühmten Flucht begleitet hatte.

Das Vorspiel war unter andächtigem Schweigen verklungen. Die Sänger begannen. Neben der kaum achtzehnjährigen Wilhelmine Schröder sang den Florestan der Sänger Anton Haizinger. Als Don Fernando zeigte sich der Bassist Johann Nestroy.

Je länger Wilhelmine sang, um so freier wurde sie sich, um so mehr vergaß sie, daß sie auf einer Bühne stand und die kritischsten Augen und Ohren von Wien ihr zusahen und zuhörten. Sie fühlte sich immer mehr als „Leonore", die treueste Frau, die den Gatten errettet will mit Heldensinn und der Kraft ihrer Liebe. Szene auf Szene gelang. Doch als der Auftritt im Kerker kam mit seinen schweren Anforderungen an ihre Stimme und schauspielerische Kraft, verließ sie plötzlich wieder der Mut. Angst und Zaghaftigkeit packten sie, viel stärker als je zuvor. Sie merkte, daß man ihr die steigende Furcht in den Mienen, der Haltung und den Bewegungen ansehen mußte. Doch diese Haltung, diese Mienen und Bewegungen waren mit ihrer steigenden, kaum unterdrückten Angst der Situation so angemessen, daß das Publikum über die Wahrheit der schauspielerischen Darstellungskraft bei einer so jungen Künstlerin staunte.

Ich kann nicht weiter, dachte Wilhelmine. Es gibt eine Katastrophe, meine Kraft, meine Stimme reichen nicht aus für den Aufschrei: „Tot' erst sein Weib!"

Und kaum noch fähig, sich auf den Füßen zu halten lehnte sich die Schröder gegen die Kerkerwand. Ihr Blick glitt ins Orchester. Da sah, versteckt hinter einem Musiker, Beethoven in seinem Stuhl, in seinen Mantel gehüllt, die Augen geschlossen. Und aus seinem stillen, unbeweglichen Gesicht sah ihr plötzlich das schicksalsgezeichnete Antlitz von gestern entgegen mit den glanzlosen, gebrochenen Augen, dem zuckenden Mund, den grammumdunkelten Schläfen.

Ich darf nicht versagen! Ich muß siegen — für ihn, für ihn!, dachte die Sängerin. Sie raffte sich zusammen. Ihre Gestalt setzte an wie zum Sprung. Sie warf sich zwischen den Gatten und seinen Mörder. Und indessen die Instrumente schwiegen, entrang sich ihr hell und rein der Verzweiflungsruf „Tot' erst sein Weib" mit einer so rührenden, herzzerreißenden Gewalt, wie man ihn bisher noch von keinem Fidelio vernommen hatte. —

— — Viel Lob, viel Schmeichelei und verheißungsvolle Prophezeiungen vernahm an diesem Abend die achtzehnjährige Sängerin, die später als Wilhelmine Schröder-Devrient der Ruhm aller Erdteile umbrausen sollte.

Aber mehr als alle Ehren und Lobsprüche der Andern beglückte sie das stille Leuchten, das sie in Beethovens Augen gesehen, da er mit dem linken Ohr, das Lautäußerungen noch ein wenig zu erfassen vermochte, einen schwachen Hall des donnerartigen Beifalls vernahm, mit dem die Menschen an diesem Abend seiner einzigen Oper Dank sagten für eine Stunde der Weihe.

Die Dame im Frühling

Von Hilde Hanna Sitte-Hutter.

Es ist heute so wie in jedem Frühling, und doch ist es jedes Jahr anders, jedes Jahr wieder wunderbar. Man sieht die ersten Stare und freut sich, daß sie schon wieder heimgefunden haben, erblickt an den Sträuchern kleine schüchterne Knospen und zarte Blättchen, die verheißungsvoll emporstreben. Die Tage sind manchmal schon mild und schmeichelnd. Und doch wissen wir alle: bevor nicht die Eismänner hinter uns sind, ist es noch nichts mit dem „ewigen Frühling".

Warme Vormittage voll Sonnenschein und getrockmete, gepflegte Promenadewege aber locken und werben. Wenige Wochen nur mehr und die „Dame im Frühling", selbst ein Frühlingswunder, schreitet froh und elastisch, befreit von der zu Herbstbeginn heiß ersehnten Last ihrer Pelzjacke, im neuen hellen Frühlingskostüm einher. Wenn wir von der Dame im Frühling plaudern, müssen wir zuerst gleich vom Frühjahrskostüm berichten, das einen endgültigen, großartigen Sieg über alle Komplettwünsche verschiedener Modenateliers davongetragen hat. Vorausschicken wollen wir, daß das Kennzeichen der Mode von heute und morgen die Einfachheit ist. Schwere, pompöse und überladene Kleider mit lauten prahlenden Effekten passen nicht zur Leichtbeschwingtheit des Frühlings. Für die Dame von Geschmack sind zwei Richtlinien bei der Wahl der Kleidung zu beachten: die Gelegenheit (Spaziergang, Einkauf, Einladung zum Kaffee oder Souper, 5 Uhr-Tee usw.) und — die Jahreszeit.

Frühling! Dieses Wort atmet Anmut und Jugendlichkeit, und die Frau trägt ihnen Rechnung. Sie bevorzugt alles Helle, Freudige! Vor allem zarte Pastelltöne: beige, rosé, ein feines Aehrengrau, ein liebliches Grün. Die ersten Kostümmodelle weisen durchweg die genannten Farben auf. Sie sind, wie bemerkt, auffallend einfach gearbeitet, und das Jackett ist meist kurz gehalten, was die Jugendlichkeit außerordentlich unterstreicht. Um vor Einförmigkeit zu schützen, hat die Mode für extravagante Gemüter auch eine Variation des geraden Jackenkostüms geschaffen, das Bolero-Kostüm. Das der spanischen Nationaltracht entlehnte kleine Jäckchen ist launiger und amüsanter als die gerade Sackjacke, reicht beim modernen Kostüm (im Gegensatz zur spanischen Tracht) bis zur Hüfte und läßt die Wahl zwischen Sakko- und Bolero-Kostüm schwer fallen. Wenn wir das Kostüm öffnen, erwartet uns eine großartige Frühlingsüberraschung: der Jumper. Allen Frauen lieb geworden, wollten sie sich absolut nicht daran gewöhnen, daß er aus dem Garderobenstand der eleganten Frau verschwunden war. Obwohl er eigentlich nie recht unmodern geworden ist und ihn die wenigsten Frauen beiseite gelegt hatten, erhebt ihn die Mode neuerlich zum Favoriten für Frühling und Sommer. Man trägt ihn aus Seide und Kascha, gestrickt und gehäkelt, aus Atlas und Crepe de Chine, mit und ohne Kragen, mit Aermeln oder ärmellos, gegürtet und locker. Bei den „nebensächlichen Hauptsachen" der Mode angelangt, sei eine neue Modefinesse erwähnt, die als stärkster Gegensatz zu duftigen feinen Besätzen, Krägelchen, Jabots und Manschetten aus Crepe Georgette oder anderer fließender Seide neben dieser einherläuft: die Vorliebe der Mode und Frauen für Reptilleder aller Art, welche ihre besondere Note bei allen modischen Gelegenheiten geltend macht: beim Kostüm, beim Mantel, bei den Handschuhen, beim Schal, bei den neuen Schnürhalbschuhen, beim Hut, beim Handtäschchen. Ueberall lugt bei der modernen Frau „ein Stückchen Schlange" hervor, so will es die Mode.

Der Frühjahrsmantel wird immer mehr zum Paradestück. Eine Fülle von modernen Webarten drängt sich um seine Gunst. In vorderster Reihe sehen wir außerdem schwere Seidenbrokate, Ottomane und Surah. Bei der Achsel und den Aermeln ist man sehr verschwenderisch im Stoffverbrauch. Da gibt es Blenden und Passen, Biesen und Besätze. An der Hüfte jedoch wird man rettungslos schlank, gleichgültig, ob der Rücken bauschig, ob der Rockfaum füllig und bewegt ist. Die Anstecblume, die bereits überdimensionale Formen erreicht hatte, ist wieder gefällig geworden. Die Phantasieblume verschwindet vor dem kleinen zärtlichen Sträußchen, reizenden Imitationen der Frühlingsblumen, die freudiger und passendster Schmuck des Frühlingsmantels sind.

Ein Wort noch über den Frühjahrshut. Hier erleben wir die zweite Frühjahrsüberraschung, denn man trägt heute wirklich einmal den Strohhut, geschmückt mit einer Agraffe oder einem Bandarrangement. Lustig und lebendig durch seine Farbenwirkung, stellt sich der Frühlingshut mit etwas niedrigerer Kappe, ist meist randlos oder nur mit kleiner Krempe versehen.

Noch ein heiß umstrittener Punkt: die Rocklänge, resp. Rockkürze. Parallel mit der jugendlichen Frühjahrskleidung geht natürlich auch der kurze Rock. Allerdings treiben viele Frauen ihre Sparsamkeit an „Stoffverbrauch" etwas zu weit. Es ist nicht nötig, daß eine Dame, wenn sie sich in die Straßen- oder Untergrundbahn setzt, verzweifelt an ihrem Rock zupft und zieht, obwohl es ihr doch bekannt sein muß, daß er in dieser Aufmachung keinesfalls beim Sitzen die Knie bedecken kann. Ein bißchen Delikatesse wäre da sehr zu empfehlen. Auch im Lenz darf man nicht vergessen, daß man — vielleicht — schon etliche Lenze hinter sich hat und gewollte Jugendlichkeit kann niemals natürliche Jugend ersetzen.

—⊡—

Gesundheitsschädliche Frauenkleidung

Von Fr. Freund.

Lange genug hat es gedauert, bis die Frauenwelt zum Verständnis der ihr obliegenden Rechte und Pflichten und zum Entschluß ihrer nachdrücklichen Wahrnehmung auf dem ihrer eigensten Fürsorge naturgemäß anheimfallenden Gebiete der Kleiderreform allmählich herangereift ist. Lange genug, mehr als zwei Jahrhunderte hindurch sind die Aerzte einsame Wüstenprediger gewesen, wenn sie gegen Mißbräuche und Auswüchse der Mode nicht bloß sondern gegen durchgreifende, jeden Modenwechsel überdauernde Fehler und Verirrungen in dem ganzen System der Frauenkleidung ihre Stimme erhoben.

Gesund, praktisch, schön — das sind die Endziele, denen alle Reform- oder Besserungsversuche auf diesem Gebiete zustreben und die sie womöglich gleichzeitig und vereint zu verwirklichen trachten. Nun, über das, was an der bisherigen Kleidung in erster Reihe „ungesund" unhygienisch und direkt schädlich, also in vollstem Maße „reformbedürftig" war, kann unter allen mit dem Gegenstand Vertrauten kein Zweifel herrschen.

Gemeint ist das Korsett. Leider gibt es noch allzuviel Frauen, die der Ansicht sind, daß durch das Tragen eines Korsetts die „schlanke Linie" geschaffen wird. Das langjährige, in der Regel schon in fast kindlichem Alter beginnende Korsettragen hat, wie genügend bekannt geworden sein sollte, eine große Reihe ausschließlich oder vorzugsweise dem weiblichen Geschlecht eigener funktioneller und organischer Störungen in unzähligen Fällen zur Folge. Zu ihnen gehören einerseits die insbesondere von der Verengung des Brustraumes herrührenden Beeinträchtigungen der Atmung, der Blutzirkulation, der Blutbildung und Ernährung, deren weitere Folgezustände wir unter die Krankheitsbegriffe der „Blutarmut" und „Bleichsucht" einzuordnen gewohnt sind: andererseits die von schweren und fortgesetzten örtlichen Druckwirkungen abhängigen krankhaften Störungen in Lage, Form und Funktion großer lebenswichtiger Organe.

Das Register der durch Korsett und künstliche Tailleneinpressung erzeugten Schädigungen ließe sich erheblich verlängern, doch dürfte schon das Angeführte genügen, um den unanfechtbaren Beweis zu erbringen, daß behufs Verhütung und Abwendung mannigfacher, dem weiblichen Geschlecht drohender Krankheitsgefahren die Abschaffung oder doch Unschädlichmachung des bisherigen Korsetts unumgänglich notwendig ist.

Indes ist mit der Abschaffung des Korsetts allein noch nicht alles getan — vielmehr wirkt auch die Einpressung der Taille durch festes Binden der Rockbänder im gleichen Maße schädigend ein. Wenn Rockbänder und Beinkleidbänder ohne ein darunter befindliches, den Druck teilweise aufnehmendes Korsett direkt festgezogen werden, muß die Schnürwirkung natürlich noch nachteiliger sein, sodaß das Korsett unter solchen Umständen sogar als „kleineres Uebel" aufgefaßt werden könnte. Röcke und Beinkleid dürfen überhaupt also nicht, wie man dies noch häufig sieht, um die Taille gebunden — müssen vielmehr durch knöpfen oder anhaken in geeigneter Weise befestigt werden, falls die auch in Frage kommende Uebertragung auf die Schultern durch Rockhalter und dergleichen als minder ratsam erscheinen sollte.

Der Kampf gegen das Korsett ist nun schon so alt, er hat, namentlich in den letzten Jahren auch bereits bedeutende Erfolge zu verzeichnen. Indessen: es gibt noch 60% aller Frauen, die der Korsett noch nicht abgelegt haben. Dagegen ist die Ersatzindustrie rührig am Werke, und hat Neuerungen geschaffen, die wirklich praktisch und empfehlenswert sind, weil sie allen Anforderungen entsprechen.

Die Versuche zur Umstellung der Unterkleidung selbst sind auf fruchtbaren Boden gefallen, weil die Modeindustrie sich der Sache annahm, und verstand, den Frauen bessere und gesündere Unterkleidung anzupreisen. Freilich ist man in Deutschland anderen Ländern gefolgt und hat nicht zuerst die Initative ergriffen. So war man in England, Norwegen, Amerika schon vor 25 Jahren so weit, wie heute 50% unserer Frauen. Im großen und ganzen herrscht jedoch wenigstens betreffs eines Hauptpunktes unter den Reformerinnen aller Länder ziemlich weitgehende Uebereinstimmung, nämlich über die Abschaffung des bisher als wesentliches und eigentümliches Hauptstück weiblicher Kostümierung angesehenen Unterrocks oder vielmehr seiner Mehrheit: der mit ihren Bändern die Taille einschnürenden und die Hüften in schwerfälliger Weise belastenden Jupons, und über ihren Ersatz durch das geschlossene, am Leibchen anzuknöpfende Beinkleid.

Vom gesundheitlichen Standpunkt aus wichtiger als diese ziemlich untergeordneten Formfragen erscheint jedoch die Lustdurchlässigkeit der Unterkleidung und ihr hemmender Einfluß auf die Wärmeabgabe des Körpers bei verhältnismäßiger Leichtigkeit; danach bestimmt sich der im Einzelfall zu bevorzugende Stoff, und so erscheinen in unserem kühleren Klima mit seinem häufigen Witterungswechsel die porösen Trikotstoffe, besonders Wolltrikot und Wollseidenmischung, sowie die leichteren Wollflanelle für die Unterkleidung im allgemeinen vorzugsweise benutzbar.

In geringerem Maße als die Unterkleidung bietet die weibliche Oberkleidung zu prinzipiellen Bedenken und zu kühnen reformerischen Neuerungsversuchen Anlaß. An ihr machen sich überdies die rasch wechselnden Launen der Mode so eindringlich wahrnehmbar, daß ein Kampf gegen ihre flüchtigen Eintags- oder Einfallsschöpfungen ebenso aussichtslos wie im Grunde unnötig und überflüssig erscheinen müßte. Immerhin leuchtet jedoch ein, daß auf die Dauer die Oberkleidung sich dem Einfluß der so gänzlich veränderten Unterkleidung bei Wegfall der Korsetts, Ersatz der Unterröcke durch das geschlossene Beinkleid etc. schwerlich entziehen wird und daß namentlich mit der auch hier beliebten unnatürlichen Einengung um die „Taille" herum zu brechen sein wird. Bei einer den natürlichen Verhältnissen der weiblichen Gestalt entsprechenden, nicht künstlich verengten und hinaufgeschnürten „Taille" muß selbstverständlich auch das Oberkleid anders gearbeitet sein, hier müssen wir zu aesthetischen, hoffentlich auch dauernderen Formen gelangen, als wir sie jetzt in den Abbildungen der Modeblätter in der Regel erblicken, obwohl gesagt werden kann, daß die neuen Moden dieser Forderung schon weitgehend Rechnung tragen.

—⊡—

Frauenarbeit nach der letzten Berufs- und Betriebszählung

Am 16. Juni 1925 wurde im Deutschen Reiche nach einem Zwischenraum von 18 Jahren eine neue Berufs- und Betriebszählung veranstaltet, von der Teilergebnisse inzwischen veröffentlicht worden sind. Nunmehr bringt die amtliche Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" die ersten Reichsergebnisse der Betriebszählung, von denen einiges mitgeteilt sei. Die Landwirtschaft ist hier nicht einbegriffen, ebenso nicht das Gebiet des Unterrichts und der Erziehung. Die Gesamtzahl der gewerbstätigen Personen einschließlich der Betriebsinhaber und Pächter hat sich, auf das jetzige Reichsgebiet bezogen, um 28,5 v. H. vermehrt, die Frauenarbeit jedoch weit mehr als die Männerarbeit, nämlich im Verhältnis von 59 zu 25 v. H. Man zählte 1925 über 4,75 Millionen weibliche Personen, davon entfallen auf Industrie nahezu 3 Millionen, auf Handel und Verkehr mit Gastwirtschaft über 1½ Millionen, auf Theater und Musik 34 000, auf Gesundheitswesen 158 000 Frauen. Mitgerechnet sind hier die mithelfenden Familienangehörigen, also die Ehegatten und Töchter von Kaufleuten, Handwerkern usw., die im Betrieb des Inhabers mithelfen, ohne in der Regel dafür besonders entschädigt zu werden. Die größte Zahl der beschäftigten Frauen finden wir, von der Landwirtschaft abgesehen, im Handel, dann folgen das Bekleidungsgewerbe, die Textilindustrie, das Nahrungs- und Genußmittelgewerbe, das Gast- und Schankwirtsgewerbe. In der Textilindustrie, im Nahrungsmittelgewerbe (Tabak, Schokolade, Zuckerwaren u. ä.) und im Gastwirtschaftsgewerbe übersteigt die Zahl der Frauen die der Männer, ein Verhältnis, das auch früher schon bestanden hat. Die absolut und relativ geringste Anzahl von Frauen weist die Wasser-, Gas- und Elektrizitätsversorgung auf.

Für die Erforschung der Frauenarbeitsprobleme bestand bis zum Jahre 1922 das „Archiv für Frauenarbeit", das seit 1924 von dem „Jahrbuch für Frauenarbeit" (Verlag des Verbandes der weiblichen Handels- und Büroangestellten, Berlin-Wilmersdorf) abgelöst wurde, von dem nunmehr der dritte Band zur Ausgabe gelangt ist.

Der einleitende Aufsatz rührt von Frau Oberregierungsrat Margarete Ehlert her und erörtert das Problem der Frau auf dem Arbeitsmarkt auf Grund des Zustandes am Schlusse des Jahres 1926. Ueber den weiblichen Dopelverdiener schreibt Frau Dr. Glaß. Eine sehr interessante Darstellung gibt Frau Obersekretär Clara Krause über die Kommunalbeamtin; hier ist wohl zum erstenmal der Versuch gemacht, die vielverzweigte Tätigkeit der Frau als Gehaltsempfängerin auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung zusammenzufassen. Ueber Ausbildung und soziale Lage der Hebammen belehrt uns Frau Oberregierungsrat Dr. Käthe Gaebel. Die Arbeitsleistung der Frauen im Bankbetrieb beleuchtet ganz eingehend Dr. Käthe Lövinson. Recht aufschlußreich ist eine Abhandlung von Dr. Hilde Schoch über Frauenarbeit in der Papierindustrie und im graphischen Gewerbe. Aus den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten kommen einige Ausführungen über den Gesundheitszustand der Maschinenschreiberinnen zum Abdruck. Endlich bringt das Buch noch eine Darlegung über den Ausbildungsgang der Gewerbelehrerin in Preußen; einiges über Wohlfahrts- und Kindererziehungsberufe und endlich ein erschöpfendes Literaturverzeichnis zur Frauenarbeit von Mitte 1925 bis Ende des Jahres 1926.

—⊡—

Beethovens Mutter

Von Josephine Adolph.

Auch Beethoven war wie Strindberg der Sohn einer Magd. Seine Mutter Maria Magdalena Kewerich, die Tochter des Leibkochs des Kurfürsten von Trier, die Witwe des Kammerdieners Laym, tat Dienste als Kammermädchen. Biographen berichten, daß sie in ihren Papieren urkundlich den Nachweis führen konnte, daß sie „bei vornehmen Herrschaften gedient, wobei sie eine schöne Bildung und Erziehung erhalten."

Es gibt kein Bild von Beethovens Mutter. Ein Frauenbild, eine kränkliche Frau darstellend mit Haube, weißer Jacke, Halstuch und grünem Umschlagetuch, das man im Verein „Beethovenhaus" in Bonn lange Jahre hindurch als das Bildnis der Maria Magdalena van Beethoven bezeichnete, hat die neuere Beethovenforschung als unecht entlarvt. Zeitgenossen der Maria Magdalena van Beethoven schildern ihre Erscheinung auf diese Art: „Statur der Madame van Beethoven: ziemliche Größe, längliches Gesicht, etwas gebogene (gehöffelte) Nase, mager, ernsthafte Augen."

Als überaus ernsthaft wird auch ihr Wesen geschildert. Manche Leute behaupten, sie hätten Frau van Beethoven niemals lachen sehen. Eine Hausgenossin nennt sie „eine stille, leidende Frau." Kränklichkeit, Eheleid und Lebenssorgen machten diese ernste Natur noch